

Nr. 99. · Bromberg, den 30. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(11. Fortsetzung.) ———

Das Schiff lag gut im Wasser und tanzte um den Anker. In den folgenden Tagen wurde es reich mit Waren beladen, mit geschmiedetem und ungeschmiedetem Eisen, mit Rollen von Leinwand, mit Ballen von grobem und von feinem Tuch, mit Farbstoffen, mit Säcken voll Korn und Gerste, mit gefüllten Honig- und Biertonnen, mit Salz, getrockneten Fischen und gepökeltem Fleisch, mit Dörrbirnen und Nüssen und hartem Brot, mit Werkzeugen aller Art und mit Waffen. Auch lebende Schafe wurden an Bord gebracht und Heu für ihr Futter. Buckel wurde zu ihrem Pfleger bestimmt. Er wurde fast toll vor Freude, als er hörte, daß Ref ihm Wort hielt und daß er mit auf die Fahrt durfte. Gest schenkte Ref den Buben, aber Ref sagte: „Als ein freier Mann soll er mit mir fahren." Aber Buckel schwur einen Eid, nie von Ref zu weichen und legte ihm seine kleine feste Hand auf das Herz. „Ich und Björn", sagte er, „werden dir immer Treue halten."

Ref lachte und sagte: „Du hast recht, auch Björn darf mit."

Aufgeregt und spähend lief Buckel auf dem Hof herum und sammelte allerlei, von dem er dachte, daß es auf dem Schiff nützlich wäre. Gest selber feuerte ihn dazu an. Die ganze Ladung des Schiffes stammte ja von ihm. Alles schenkte er Ref und sagte: „Nimm nur, es ist ja alles wie dein eigen. Mir bleibt genug für meine alten Tage. Wer weiß, wie lange du dort bleibst. Aber wenn du auch selber vielleicht so bald nicht wiederkommst, so versprich mir, daß du mir Botschaft sendest, wie es dir geht und was du ausgerichtet hast. Das möchte ich noch erfahren, ehe ich sterbe." Ref umarmte Gest und dankte ihm für alles. „Wir werden uns doch wiedersehen, denke ich. Dann soll Kolbein dir einen Bericht machen, daß es ist, als wärest du dabeigewesen."

„Das werde ich besorgen", sagte Kolbein. „Ich werde ein Lied singen, das soll heißen Des Kranichs Flug."

„Begleite euch Thor auf allen Wegen und stehe euch bei und helfe zu allem Guten. Segen auf dir. Fluch deinen Feinden", sagte Gest zu Ref und machte das Flammenzeichen über seiner Stirne.

„Ich werde dir, Oheim, deinen Beistand nie vergessen", sagte Ref.

Dann verließ Gest das Schiff und stand am Strand und stützte sich schwer auf einen Stock. „Was gäbe ich darum", rief er, „wenn ich mitfahren könnte."

„Komm doch", winkte Kolbein, und Gest stellte sich, als wolle er durch das Wasser waten. Alles lachte, und aufgeregt schrien sie hin und her. Unterdessen zogen sie auf dem Schiff den Anker hoch. Am Maste stiegen die Segel und blähten sich auf. Ref riß das Steuer herum und drehte das Schiff gerade vor den Wind. Wie ein Vogel zum Flug stieg es auf, wie ein Schwan, der über das Wasser braust, flog es davon. Laut schrien die vom Lande hinter ihm her, und brüllend antworteten die vom Schiff, aber Ref konnte sich nicht umsehen. Scharf spähend steuerte er das jagende Schiff durch die knappe Ausfahrt zwischen den Klippen und durch die Bucht. Erst als er das freie Meer gewann, schaute er rückwärts, aber da war von Gest und Schiffsstrand nichts mehr zu sehen. Gewaltig und schwarz standen hinter ihm die Berge der Heimat, und dunkel flammte im Südosten Feuer aus dem Heklaberge, rot blitzend im Rauch. Da fiel ihm die Brandstätte ein, unter der seine Heimat begraben lag und die Asche seiner Mutter, und hart wandte er sein Gesicht nach Westen, das Gesicht eines Jägers auf der Jagd.

*

Sie hatten eine gute Fahrt. Nur wenig Eis begegnete ihnen. Der Wind, der hinter ihnen war, trieb auch die Eisberge vor sich her. Wie große weiße Kühe lagen sie auf der Flut, silbergrau in der Nacht und blutig gefärbt in der Morgenröte. Aber sie schwammen nicht so schnell wie das Schiff und blieben zurück.

Kolbein und Ref steuerten abwechselnd. Nicht allen bekam die Fahrt gut. Manche fuhren zum erstenmal auf offenem Meer und spien ihre Seele heraus und lagen da wie Tote. Am ärgsten traf es Gaut, den Jüngsten der Grimssöhne. Ref aber fühlte sich auf dem stampfenden Schiff wie ein Reiter auf dem Pferde. Der „Kranich" bewährte sich und jagte mit ausgebreiteten Flügeln über die rollenden Wasser. Kolbein lehrte Ref, wie man die Wogenberge zerschneidet und so, daß sie das Schiff sanft wiegen und ihre Rücken darunterlegen und es tragen, und ihm nicht entgegenstehen und nicht über Bord hereinspringen und alles wegfegen mit ihrem Zorn. Nachts, wenn die Nordfeuer am Himmel flammten, zeigte er ihm die Sterne, die in goldenen Kreisen um den Mast funkelten, und wies ihm, wie die Wege des Seemanns dort oben aufgezeichnet sind mit goldenen Runen und wie alles sich dreht um den Knauf, den Polstern, durch den die Weltenachse geht, um den auch die Götter im himmlischen Wagen fahren.

„Einfach ist der Weg nach Grönland", sagte er, „und noch dazu bei solchem Wind. Immer den Polstern zur Rechten und am Mittag die Sonne zur Linken. So treffen wir dort auf das Land, wo die Siedelungen beginnen. Nördlich davon wohnt niemand mehr, oder vielleicht nur Skrälinger, die in Eishütten wohnen, ein Zwergvolk, gutmütig und dumm. Nordmänner wohnen da nicht, und wir müssen von da ab nach Süden halten, um die zu finden, die du dort suchst, wie ich vermute. Herjolfsspitz hieß die erste der Siedlungen, als ich zuletzt dort war. Klein ist sie und wenige wohnen dort. Nicht viele gute Stellen liegen diesseits von Schwindklipp, dem Südende des Landes. Im Westen ist besseres Land und sind mildere Winter, und darum sind dort die meisten Siedlungen. Da war ich auch mit Erich dem Roten, auf seiner ersten Fahrt, als wir jenes Land auskundschafteten. Wissen möchte ich, ob er noch lebt, der Alte.

Vielleicht aber sind sie auch noch weiter gefahren, jene, die du suchst, nach den Bäreninseln oder nach Winland. Endlos ist dort die Welt."

Ref antwortete nicht, aber er dachte: „Auch am Ende der Welt wollte ich die Mörder meiner Mutter finden."

Der gute Wind hielt an, bis sie Land vor sich sahen. Zwischen den Bergen hing eine mächtige Eiswand, blau und leuchtend bis in das Meer hinab. Als Kolbein sie sah, hüpfte er fröhlich auf dem Schiff herum und deutete mit seiner Krücke nach dem Gletscher: „Seht, seht, das ist der Blaumantel. Nun ist das Schlimmste geschafft. Nicht weit von hier im Süden beginnen die Siedelungen."

Alle waren in froher Stimmung, daß sie so gute Fahrt gehabt hatten. „Nun werden wir noch vor dem Winter zu Menschen kommen", sagten sie. Aber es kam anders als sie dachten. Während sie noch alle staunten, wie blau und leuchtend das Eis war, wie gewaltig der Anblick, und sich wunderten über diese Wolken von Eidervögeln, die über dem Strand aufflogen, kam mit einem Mal ein Nebel von Süden herauf, fuhr über das Meer wie eine Riesenhand und bedeckte alles. Die Sonne verschwand am Himmel. Das Land vor ihnen versank. Der Wind legte sich. Die Segel klatschten herab. Es wurde wie Nacht am hellen Tage, und es war kaum möglich, von einem Ende des Schiffes an das andere zu sehen. Björn, Buckels kleiner Hund, heulte laut auf, und auch über die Männer kam Schrecken. Ref befahl, daß sie die Ruder nahmen und so versuchten, an Land zu kommen. Aber Kolbein warnte und sagte: „Am besten ist es noch hier draußen. Gefährlich ist es zwischen den Klippen. Noch wissen wir ja, wo Süden ist. Dorthin haltet."

Aber bald stellte sich heraus, daß sie verschiedener Meinung waren über die Richtung. In der nassen Finsternis trieb Schnee und Regen, und obgleich kein Wind war, ging das Meer in hohen Wogen. Nach einer Weile mußten sie gestehen, daß sie nicht mehr wußten, wohin sie fuhren. Da ließen sie das Schiff treiben und horchten nun alle angstvoll auf die Brandung. Manchmal heulte sie ganz nahe und unheimliche Stimmen schrien über ihnen, Vögel oder Trolle. Dann ruderten sie mit allen Kräften ins Meer hinaus. So verging der Tag und eine furchtbare Nacht. Sie holten die Segel herein und tanzten in ihrer Nußschale auf dem Meere durch die Finsternis. Immer mehr zog auch der Wind an, und obgleich es nicht aufhörte zu schneien und zu regnen, erhob sich ein Sturm, gegen den sie ganz machtlos waren. Er jagte sie vor sich her durch die Nacht. Ref und Thorhall Weidmann hielten gemeinsam das Steuer, damit das Schiff vor dem Wind blieb und nicht von den Wogen zugedeckt wurde. Thorhall war ein riesiger Bursche, schwarz und haarig wie ein Bär und auch mit solchen Kräften. Dennoch warf das Steuer die beiden hin und her, aber sie ließen nicht locker. Die anderen schöpften unermüdlich das Wasser aus dem Schiff. Dennoch schien es immer mehr zu steigen.

Gegen Morgen wurde es etwas heller, und sie erkannten so viel, daß sie nach Norden trieben, wohin sie nicht wollten. Zu ihrem Schrecken tauchten jetzt auf dem Meere auch riesige Eisberge auf. Oder waren es Inseln? Aber zuletzt sahen sie, daß eine ganze breite hohe Wand von Eis von Süden heraufkam und sie einschloß. Nur unter dem Land blieb das Meer frei, und das Eis drängte nicht schneller nach, als sie selber fuhren. „Das ist noch ein Glück im Unglück", sagte Kolbein. „Aber wie sollen wir da herauskommen? Wir müssen sehen, daß wir eine Bucht finden, in die wir uns retten. Wir sind zu spät abgefahren. Der Sommer endet früh in diesem Jahr."

Vier Tage und vier Nächte trieben sie so vor dem Sturm. Das Meer tobte nicht mehr so sehr, seit die Eisberge es einschlossen, aber es war noch toll genug. In der vierten Nacht sahen sie wieder Sterne. Wie goldene Blitze schienen sie um den taumelnden Mast hin und her zu fahren. Aber sie gaben doch wieder Hoffnung. Der Sturm ließ nach, und das schlimmste Wetter war vorüber. Die Männer konnten wieder ein wenig Segeltuch aufspannen und näher an die Küste herangehen. Gegen Mittag sahen sie eine große Bucht und hielten darauf zu. Als sie unter Land kamen, legte sich der Wind und sie mußten rudern. Am Anfang der Bucht gingen sie gegen Abend vor Anker. Es schien ihnen plötzlich warm und schön hier. Die Sonne brannte im Untergang. Aber deutlich sahen sie draußen den Eiswall, der immer näherrückte und sie einschloß.

„Unter dem Lande", sagte Kolbein, „können wir immer noch auf offene Fahrt hoffen. Aber ein Wagnis bleibt es jetzt, weiterzufahren, da das Wetter einmal unsicher geworden ist. Auch ist der Kranich zu groß für die Fahrt zwischen den Schären. Aber trefflich hat sich das Schiff gehalten."

Sie hatten auch Kranke an Bord, die jammerten, sie wollten hier an Land gehen und hier bleiben. „Und wenn wir hier verrecken müßten", sagten sie. Ref lachte sie aus und sagte: „Ich dachte, ihr wäret Männer. Aber vielleicht ist es auch gut, hier zu überwintern und den nächsten Sommer abzuwarten".

„Auf der See", sagte Kolbein, „wird mancher ein altes Weib, der auf fester Erde ein ganz tüchtiger Mann ist."

Ref ruderte sogleich in einem kleinen Boot an Land und stieg an den Bergen aufwärts, sich umzusehen. Er sah, daß der Fjord, vor dem sie lagen, weit ins Land ging. Breit und mächtig schien er bis zu zwei steilen Bergen zu führen. Dort war vielleicht ein geschützter Hafen. Er sah auch die Spuren vieler Tiere. An Nahrung würde hier kein Mangel sein. Zwei Weißfüchse beäugten ihn von ferne. Auch Schneehasen sprangen auf und machten ihre Männchen. Seeottern sah er und den Vielfraß, und Spuren von Renntieren. Ref kehrte zufrieden nach dem Schiff zurück.

Am anderen Morgen brachten sie das Schiff weiter in den Fjord hinein. Es war windgeschützt und warm. Am Ende schienen zwei Berge wie Torpfeiler die Bucht abzuschließen. Aber als die Schiffer dorthin kamen, sahen sie, daß zwischen den Bergen ein schmaler Sund hindurchführte, mit tiefem Wasser. Sie ruderten weiter und kamen in einen neuen großen und langen Fjord, der noch geschützter lag, als der erste. Rings war er von hohen vereisten Bergen umgeben, aber davor lagen niedrigere Höhen, die sich sanft nach dem Wasser zu senkten. Überall waren grüne Hügel, und Gestrüpp wuchs an den Abhängen. Bäche rieselten. Die Luft war voll von Vögeln, und man sah ihre Nester an den Felsen. Seehunde und mächtige Walrosse sonnten sich am Strand, ganze Völker. Große Fische glitten silbern durch die klare Flut. Auf den grünen Berghängen standen Rudel kleiner wilder Renntiere. Da waren auch die weißen Bären nicht weit. Alle waren wie berauscht von diesem Land, und es schien ihnen schon jetzt, daß ihre Fahrt sich gelohnt habe. Als sie an das Ende der neuen Bucht kamen, fanden sie einen guten Hafen und eine Landestelle, an der ein Bach mündete. Wälle von Treibholz lagen aufgeschichtet am Ufer. Noch nie war hier ein Mensch gewesen. Die Seehunde lagen still in der Sonne und wandten nur den Kopf erstaunt hin und her. Die kleinen Renntiere standen am Bach und tranken und machten verwunderte Augen, als sie die Männer sahen, aber sie flohen nicht. Das war hier ja wie in Freyas Garten, wo Tiere und Menschen miteinander in Frieden lebten. Ja, nun würde das wohl ein Ende haben.

„Gut, gut", sagte Gaut Grimssohn, „hier bleiben wir. Ein guter Wind war das, der uns hierhergeblasen."

Alle lachten, daß Gaut so viel sprach und daß er den Sturm lobte, an dem er vorher wenig Gefallen gehabt hatte. Aber es schien auch ihnen allen, daß sie es nicht besser hätten finden können. Hier konnte man es gewiß einen Winter aushalten, vielleicht auch länger. Sie legten das Schiff dicht am Land vor Anker. Dann fuhren sie an den Strand und untersuchten das Gelände. Einige gingen durch das kleine Bachtal aufwärts und fanden weit hinauf grüne Matten und Buschwerk. Andere stiegen die Hänge hinan und auf die Berge hinauf, Umschau zu halten. Überall sahen sie Wild und vielerlei Jagdbeute.

Buckel hatte sogleich seine Schafe an Land gebracht und trieb sie mit großem Geschrei herum, und Björn, sein Hund, half ihm. In Wahrheit machte er die Schafe ganz toll mit seinem Gebell, und der Widder, der dabei war, mußte ihm die Hörner zeigen. Aber auch die Schafe waren ausgelassen und wie närrisch, daß sie endlich wieder Erde unter den Beinen hatten und grünes Graswerk vor den Mäulern. Buckel selber tollte mit ihnen wie ein Kind und füllte die ganze Bucht mit seinem Rufen und Lachen. Und andere Stimmen antworteten ihm. Von allen Seiten kamen die Rufe der Männer, die sich wie Knaben freuten über das reiche Land, das sie da herrenlos gefunden hatten. Kolbein saß im Boote und fing Fische, und auch er schrie immer wieder laut und verwundert irgend etwas über das Wasser. Hier könne man die Fische einfach so aus dem Wasser

schöpfen, und er nannte die Namen und zeigte ihre Größe, und von manchen wußte er nicht, wie sie hießen und ob man sie auch essen dürfe. Aber jedenfalls war dies ein gesegneter Fischgrund. Alle hielten es jetzt für ein Glück, daß sie nicht sogleich zu den Siedlungen gekommen waren, und der lange Winter in der Einöde schreckte sie nicht mehr. Hier würden sie keine Not leiden. Hier ließ sich Pelzwerk erbeuten wie nirgendwo sonst. Alle müßten sie reich werden.

Ref war so froh nicht. Er war nicht ausgefahren reich zu werden. Wann würde er nun Rannveig und diese Thorgilssöhne finden, diese Trollsöhne, die Mörder seiner Mutter? Aber näher war er ihnen schon und auf dem Sprung, ohne daß sie es ahnten. Vielleicht war es gut, daß er diese Zufluchtsstätte gefunden. Er saß am Steven des Schiffes, das nur sanft an seinem Ankerseil zerrte, nur wenig bewegt von Ebbe und Flut, und sah über die Bucht hin und in das schöne Bachtal hinauf. Bachmünde soll es hier heißen, und dort soll ein Haus stehen, eine Hütte für den Winter zunächst. Alles überlegte er, was zu tun sei. Er dachte für die anderen und für sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt steckt voller Merkwürdigkeiten.

Sonderbare Merkwürdigkeiten aus aller Welt.

In Chile sind auf einer Strecke von 700 Kilometern einige Dutzend Vulkane ausgebrochen und haben Lava, Gaswolken und Asche gespien. Das ganze Land und ein Teil des benachbarten Argentiniens wurden durch den weißen Aschenregen überschüttet und sahen ganz verschneit aus. In Buenos Aires, das 2000 Kilometer von den Vulkanen entfernt liegt, lag die Asche 10 Zentimeter hoch auf den Straßen. Findige Hausfrauen haben herausgefunden, daß sich diese Asche ausgezeichnet als Putzmittel verwenden läßt, und seit Tagen werden in ganz Argentinien alle Kochtöpfe, Türklinken und so weiter heftig mit der Kraterasche geputzt.

Daß die Engländer sich gar nichts aus Shakespeare machen, ist allgemein bekannt. Trotzdem machen die englischen Theaterdirektoren immer wieder (vergebliche) Versuche, des größten Dramatikers Werke auf die Bühne zu bringen. Vor einigen Tagen brachte eine große Londoner Bühne mit Englands bestem Charakterdarsteller Ernest Milton den „Othello“ heraus, mit dem Erfolg, daß die Vorstellungen bereits am dritten Tage abgebrochen werden mußten. Es waren für die dritte Vorstellung nur 26 Karten verkauft worden! Entschieden mehr Glück hatte ein Berliner Vorstadt-Theaterdirektor, der in einem großen Tanzsaal Mozarts „Figaro“ aufführte. Die 1700 Plätze waren ausverkauft, und weit über tausend Menschen standen vor dem Eingang, ohne hineingelassen werden zu können. Eine Rundfrage unter dem sich durchweg aus Arbeitern zusammensetzenden Publikum ergab, daß mehr als 500 Besucher noch niemals in ihrem Leben eine Oper gehört hatten.

In Wien hat sich ein Schauspielerehepaar entschlossen, den gemeinsamen Haushalt aufzulösen und in Zukunft (in der gleichen Wohnung) „getrennt“ zu leben, weil sie ausgerechnet haben, daß die Steuern geringer werden, wenn sie nicht beisammenbleiben. Der Burgschauspieler Otto Treßler und seine Frau, Hilde Wagener, müssen jetzt, weil sie gemeinsam verdienen, derart viel Einkommensteuer zahlen, daß sie sich trennten. Dadurch kommen sie in eine erheblich niedrigere Kategorie, fühlen sich wohler dabei und haben ihren Bekannten Karten geschickt mit der Aufschrift: „Wir trennen uns im Einverständnis mit der Steuerbehörde.“

König Uah Talibamba, der Beherrscher eines Hottentottenstammes in Afrika, hat sich aus Berlin eine Jacke schicken lassen, und zwar die Jacke eines ehemaligen Husarenleutnants, weil er diese als Paradeuniform an hohen Festtagen tragen möchte.

Das ist ja wohl kaum merkwürdiger als die Einrichtung eines „Mütterheims für Väter“, das soeben in Betrieb genommen wurde. London darf sich rühmen, ein solches Heim zu besitzen, in dem Väter in Kursen Unterricht in Säuglingspflege nehmen sollen

Der brasilianische Staat Sao Paulo hat der österreichischen Regierung das Angebot gemacht, ihr 600 000 Kilo Kaffee gratis zu überlassen, wenn lediglich die Ausfuhrtaxe von drei Pfennigen pro Kilo gezahlt werde. Wenn Österreich ablehnt, wird der Kaffee verfeuert werden. Jeder hat eben seine eigenen Sorgen.

In Rouen beschwerten sich einige Kirchgänger, daß sie nicht mehr in der Kathedrale beten könnten, weil das Geräusch der im Dom nistenden Vögel sie störe. Der Bischof ordnete eine Zählung der Tiere an, und es ergab sich, daß in der Kathedrale zur Zeit hausen: 900 Tauben, 250 Fledermäuse, 60 Habichte, 40 Eulen und 35 Raben. Da man in einer Kirche Vögel nicht abschießen kann, hat man sich geeinigt, sie auch weiterhin dort zu belassen. U. E.

Sonderlinge.

Von Hans Winter.

„Alle Menschen können nicht gleich sein“, lautet ein altes Sprichwort. Und es hat recht. So wie sich die Menschen in ihrem Äußeren voneinander unterscheiden, so sind sie sich auch im Charakter niemals ganz gleich. Fast jeder Mensch besitzt andere Gewohnheiten, und nur höchst selten wird man zwei Personen finden, deren Gehaben dasselbe ist. Nur wenn dieses vom Alltäglichen besonders abweicht, fällt es uns auf, und wir nennen die betreffenden Menschen dann Sonderlinge.

Diese Bezeichnung verdiente in hohem Maße Capper, der ständige Hotelgast.

Er verbrachte einen großen Teil seines Lebens im Gasthofe „Zum Horn“ in Kensington, wo er auch starb.

Mister Joseph Capper war ein reicher, mürrischer Junggeselle und bummelte eines Tages planlos in der Umgebung von London umher. In Kensington, das heute einen westlichen Stadtteil der britischen Hauptstadt ausmacht, fühlte er sich plötzlich so müde, daß er in dem erwähnten Gasthofe einzukehren und zu übernachten beschloß. Dem Gastwirt mißfiel aber Cappers Äußeres und Benehmen sehr, und da er selbst ein recht ungemütlicher Patron war, schlug er Mister Capper die Tür vor der Nase zu und verweigerte ihm die verlangte Beherbergung. Das war für die Nerven Cappers zu viel. Er erbrach mit Gewalt die Tür und drang in das ungastliche Hotel. Bei dem sich hierauf entspinnenden Streit behielt er die Oberhand und setzte es, nachdem sich des Wirtes Frau ins Mittel gelegt hatte, durch, im Hause zu verbleiben. Voll Zorn über den unfreundlichen Wirt, beschloß er diesen tüchtig zu ärgern, und blieb, obwohl er täglich versicherte, am nächsten Morgen abzureisen — 25 Jahre in dem Hause. Als der Eigentümer nach etlichen Jahren starb — man sagte aus Zorn über den unerwünschten Gast —, war Capper so an das Haus gewöhnt, daß er es bis zu seinem Tode, der ihn im Alter von 77 Jahren ereilte, nicht mehr verließ. Dabei hat er bis zu seinem Sterbetage nicht ein einziges Mal vergessen zu beteuern, daß er morgen das Wirtshaus zu verlassen gedenke.

Ein ungemein sonderbarer Kauz war auch Samuel Johnson, der Laternenzähler.

Dieser zu den führenden Kritikern des 18. Jahrhunderts zählende Gelehrte zeichnete sich durch Grobheit und eine ungepflegte Erscheinung ebenso aus, wie durch seine grundlegenden Schriften. So oft er die Londoner Fleet-Straße, in der sich die meisten Buchläden befanden, durchschritt, was täglich ein oder mehrere Male geschah, zählte er gewissenhaft sämtliche Laternenpfähle. Wenn deren Endsumme, die er genau kannte, einmal nicht stimmte, gelangte er in große Aufregung und eilte sofort an das Ende der Straße zurück, um die Zählung von vorne an wieder zu beginnen. Eine ähnliche Gewohnheit soll übrigens auch dem französischen Romancier Emile Zola eigen gewesen sein.

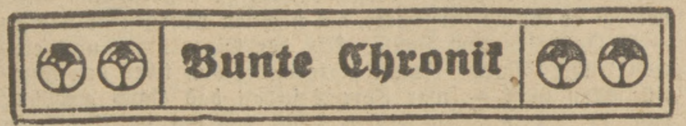
Auch Nobs, der Pünktliche, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem Städtchen der englischen Grafschaft Kent hochbetagt das Zeitliche segnete, verdient mit dem Laternenzähler gewissermaßen in eine Reihe gestellt zu werden, obwohl er nur ein einfacher Mann aus dem Volke war. Als er 96jährig starb, konnte er sich rühmen, etwa 40 000 mal ein und denselben Spaziergang nach dem Gipfel eines nahen Hügels zurückgelegt zu haben. Seine

Promenade unternahm er stets zur gleichen Stunde. Dabei *zählte* er jedesmal die Schritte, die er zu dieser Wallfahrt *brauchte*. Von oben sah er dann, gleichgültig ob Sonnenbrand, Regen, Schnee oder Sturmwind herrschten, eine Stunde lang ins Tal, um auf dem gleichen Weg, den er auch mit verbundenen Augen gefunden hätte, heimzukehren. Für jedes Haus, jede Hütte am Wege hatte er seine besondere Bezeichnung und für die Bewohner einen bestimmten Gruß. Jedermann wußte, wenn der alte Nobs vorüberschritt, wieviel Uhr es sei; denn es kam fast nie vor, daß er sich auch nur um wenige Minuten verfrühte oder verspätete. Nur in den letzten Lebensjahren absolvierte Nobs bei schlechtem Wetter seine Spaziergänge in den zwei Zimmern, die ihm zur Verfügung standen. Aber auch hierbei zählte er die Schritte und grüßte nach einer gewissen Zahl von Schritten immer die Leute, die in den ihm bekannten Abständen wohnten.

Hinter dem Titel eines Zweibettenschläfers verbirgt sich sogar ein Staatsmann, dem Großbritannien ungemein viel zu verdanken hat. Kein Geringerer als Benjamin Disraeli, der spätere Graf von Beaconsfield, ist hierunter gemeint. Seine Besonderheit war, daß er täglich in zwei Betten schlief. Wachte er vom Schlafe auf, so pflegte er diesen regelmäßig in einem zweiten bereitstehenden Bett fortzusetzen. Selbst die Königin Viktoria kannte diese Marotte ihres Lieblings. Wenn er auf einem der königlichen Lustschlösser zu Gaste war, wurde ihm stets ein zweites Bett ins Zimmer gestellt, damit er nach Herzenslust aus dem einen ins andere hopsen konnte.

Da die bisher aufgezählten Sonderlinge sämtlich Engländer waren, könnte leicht der Gedanke aufkommen, wir wollten behaupten, daß diese allein oder doch das größte Kontingent zum Heere der Sonderlinge stellten. Mit nichten! — der Spleen ist international, und wir wollen mit dem Verrücktheiratenden, der ein braver Deutscher war, unsere Ausführungen schließen.

Paul Helmreich zu Grimma in Sachsen legte eines Tages das närrische Gelübde ab, diejenige Weibsperson zu heiraten, die uneingeladen mit Wagen und Pferd vor seiner Tür halt machen würde. Eine Gärtnerstochter aus der Umgebung von Leipzig fuhr, um Salat zu verkaufen, der in ihres Vaters Garten gar zu üppig gewachsen war, von Haus zu Haus. Als sie zufällig vor Helmreichs Haus kam, hielt sich dieser für verpflichtet, sein Gelübde zu erfüllen und heiratete das Mädchen wirklich. Ob er es bereute, wissen wir nicht, aber zeitlebens wurde er für diesen Schritt, wohin er auch kommen mochte, verspottet. Und doch waren vielleicht manche bei der Wahl ihrer Frauen auch nicht klüger gewesen.



Streit um Napoleons Rock.

In London wurde vor kurzem eine große Ausstellung alt-französischer Maler veranstaltet. Unter den zahlreichen Bildern, die die Ausstellungsräume schmückten, befand sich ein Jugend-Porträt Napoleons, von seinem Zeitgenossen, dem französischen Maler David. Der zweitälteste Sohn des Königs Georg, der Herzog von York, der die Ausstellung am Tage ihrer Eröffnung besuchte, bemerkte auf dem Bilde einen Fehler. Er stellte nämlich fest, daß der graue Rock des großen Korsen nicht rechts, sondern links geknöpft war. Beim Verlassen der Ausstellung erklärte der Herzog von York den Jurymitgliedern, daß Napoleon seinen Rock unmöglich nach links geknöpft haben könne. Dies sei typische Frauenart, und es sei unglaublich, daß der große Maler David einen solchen Fehler machen konnte. Die vom Herzog von York gemachte Beobachtung fand den Weg in die Londoner Presse und rief eine lebhafte Diskussion hervor. Ein französischer Kunstsachverständiger nahm den Maler David gegen die Beschuldigungen des Herzogs von York in Schutz. Auf Grund historischer Nachforschungen konnte er nämlich feststellen, daß es sich im Bilde Davids keinesfalls um ein Versehen handelte, sondern daß der Maler den Rock des jungen Napoleon wahrheitsgetreu dargestellt hat. In den ersten Jahren nach der französischen Revolution, als Bonaparte seinen glänzenden Aufstieg begann, war es unter französischen Offizieren allgemeiner Brauch, aus Sparsamkeitsgründen die Uniformröcke abwechselnd links und rechts zu knöpfen. Höchstwahrscheinlich folgte auch Napoleon diesem Beispiel, als er dem Maler David Modell stand.

Das Lindbergh-Drama als Propagandamittel.

Die amerikanischen Gesellschaften nutzen jede Gelegenheit aus, um für die weitere Verbreitung des Rundfunks unter der Bevölkerung der U. S. A. Propaganda zu machen. So gestaltete sich auch die Entführung des Lindbergh-Kindes als Mittel für Rundfunk-Propaganda. Eine der größten amerikanischen Rundfunkgesellschaften, die „National-Broadcasting-Company", beeilte sich, sofort nach dem Bekanntwerden der Tat in der Nähe des Lindberghschen Wohnsitzes in Hopewell einen Kurzwellensender aufzustellen, der mit dem Newyorker Großsender in ununterbrochenem Kontakt stand und die amerikanische Bevölkerung, die in fieberhafter Spannung die Mitteilungen über den Verlauf der Affäre erwartete, mit Nachrichten aus „erster Quelle" versorgte. Drei Radioreporter und vier besondere Ansager wurden von der Gesellschaft eigens dazu engagiert, den Nachrichtendienst in der Entführungsangelegenheit zu versehen. Eine andere Gesellschaft, die Columbia-Radio-Company, nutzte ihrerseits den Fall als Gegenstand für die Reklame ihrer Fernseh-Apparate aus. In den ersten Tagen nach dem Raub des Babys sandte die Columbia-Station nach allen Richtungen das Bild des entführten Kindes. Die Abonnenten, die auf diesem Wege das Bildnis zu sehen bekamen, bestätigten daraufhin auf Wunsch der Gesellschaft, daß die Fernseh-Übertragung ausgezeichnet gelungen war.

Lustige Rundschau

* **Muster der Höflichkeit.** Als der Herzog von Ormont seine Günstlingsrolle bei der Königin Anna ausgespielt hatte, zog er sich nach Avignon zurück, wo er einen großen Aufwand trieb und der Chevalier de Firague sein lieber Freund und Tischgenosse wurde. Trotz dieses engen Verhältnisses standen sie, Ritter alter Schule, miteinander auf dem zeremoniellen Fuße des höfischen Parketts und überboten einander an Artigkeiten. Als nach Jahren und schmerzlich unerwartet der Chevalier vernahm, daß sein Gefährte in den letzten Zügen liege, stürzte er herbei, und der Herzog flüsterte bei seinem Anblick, sichtlich todbedrängt, in verbindlichstem Ton: „Um Vergebung, mein Freund, daß ich mich gezwungen sehe, vor Ihnen zu sterben . . ."

Doch der andere, ob solcher Höflichkeit beschämt und bestürzt, stammelte:

„Oh, bitte, Mylord, genieren Sie sich nicht!"

*

* **Zarte Offenherzigkeit.** Er faßte ihre Hände, sie blickten sich tief in die Augen und dann küßten sie sich.

„Ich will ganz offen sein, gestand er, sich von ihren Lippen lösend, „du bist nicht die Erste", und dabei summte er den Schlager vor sich hin.

„Offenheit gegen Offenheit" erklärte sie, „mag sein, daß du schon manche vor mir geküßt hast, aber über die Lehrjahre bist du trotzdem nicht hinausgekommen."

*

* **Ein Trost.** Bei Kommerzienrats ist eine Familienfeier. Beim Diner begießt ein ungeschickter Diener das neue Gesellschaftskleid einer Dame mit Suppe.

„So was Ungeschicktes", herrscht ihn die Dame an.

„Gnädiges Fräulein", gibt dieser zur Antwort, „das ist nicht so schlimm, wir haben in der Küche noch genug Suppe."

*

* **Treffende Antwort.** Lehmanns Ohren sind etwas groß geraten. Sein Freund Meyer neckt ihn oft deswegen.

„Gewiß sind meine Ohren etwas groß" sagt Lehmann, „aber die deinigen sind für einen Esel doch zu kurz."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.